

HANNI MÜNZER

*Solange es
Schmetterlinge
gibt*



Roman

EISELE

Hanni Münzer
Solange es Schmetterlinge gibt

HANNI
MÜNZER

*Solange es
Schmetterlinge
gibt*

Metamorphosis

Roman

EISELE



Ungekürzte Taschenbuchausgabe
1. Auflage Oktober 2018

© 2017 Julia Eisele Verlags GmbH, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Fairfield Medium 55
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-96161-013-6

*Für Claudi,
meine wunderbare Freundin,
die ihre große Liebe verlor,
aber nie sich selbst.*

*Viele Blumen im Garten des Lebens duften und sind
farbenprächtigt, aber einige haben auch Dornen.
Schmetterlinge oder Bienen stört das nicht,
nur den Menschen.*

PROLOG

Wie so oft lag das Mädchen wach, weil das Baby der Nachbarn schrie. Die Wände waren dünn, und ihr Zimmer lag gleich nebenan. Dabei war es nicht der Lärm, der das Mädchen am Schlafen hinderte, seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Kind. Irgendetwas war nicht in Ordnung. Das Baby weinte viel, meist, wenn die Eltern miteinander stritten. Und oftmals verstummte es dann abrupt, als hielte ihm jemand den Mund zu.

Das Mädchen wohnte mit seiner Mutter erst seit wenigen Monaten in Perlach, in einem der Hochhäuser, die grau hinter dem Einkaufszentrum PEP aufragten. Von ihrem winzigen Balkon im achtzehnten Stock aus konnte sie auf die S-Bahngleise und das gegenüberliegende Industriegelände blicken. Ihre Mutter arbeitete tagsüber bis sechzehn Uhr in einem der ansässigen Unternehmen als Kantinenkraft, danach noch eine weitere Schicht als Bedienung in einem Club, der erst um 21 Uhr öffnete. Dazwischen schlief sie. Von den Geschehnissen im Haus bekam sie deshalb wenig mit. Das Einkaufen und den Haushalt überließ sie seit dem letzten Umzug in weiten Teilen ihrer elfjährigen Tochter. Den Gedanken, sich wegen seiner Sorgen um das

Baby an ihre Mutter zu wenden, hatte das Mädchen schnell wieder verworfen. Auch, weil sie aus einem früheren Vorkommnis gelernt hatte, dass Kinder solche Dinge »nichts angingen«, dies Angelegenheiten waren, die Erwachsene gerne unter sich und hinter verschlossenen Türen regelten.

Stattdessen hatte sie auf eigene Faust versucht, mehr über ihre Nachbarn herauszufinden, und nichts war dazu besser geeignet als das Treppenhaus eines Hochhauses. Nach der Schule hatte sie sich also dort herumgedrückt und die Ohren gespitzt, sobald sich zwei Frauen mit Einkaufstaschen über den Weg liefen und für einen Schwatz innehielten.

Auf diese Weise hatte das Mädchen in Erfahrung gebracht, dass das Jugendamt den Nachbarn in den letzten Jahren nach und nach ihre anderen vier Kinder schon weggenommen und in Pflegefamilien untergebracht hatte. Sobald man ihnen jedoch ein Kind wegnahm, machten sie sofort »ein neues«.

Trotz ihrer jungen Jahre hatte das Mädchen bereits eine ungefähre Vorstellung davon, was damit gemeint war: Sie bekam nicht nur die Babyschreie durch die dünnen Wände mit, sondern auch diverse nächtliche Aktivitäten ihrer Nachbarn, die in ihren Ohren allesamt widerwärtig klangen und in ihr eine unbestimmte Furcht vor dem Erwachsenwerden entfachten.

Unvermittelt trat Stille ein. Das Baby war wieder auf jene verstörende Weise verstummt, die dem Mädchen jedes Mal einen Schauer über den Rücken jagte. Seit Wochen versuchte sie vergeblich, einen Blick auf das Kind zu erhaschen. Sie wusste nicht einmal, ob es

sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelte. Die Eltern sagten nie seinen Namen. Sie nannten es Schreihals, Kröte oder Hosenscheißer.

Aber das Mädchen gab nicht auf. Sobald es mitbekam, dass sich die Wohnungstür nebenan öffnete, rannte es in den Flur und steckte den Kopf zur Tür hinaus. Das geschah selten genug. Die Eltern waren arbeitslos und verließen die Wohnung kaum, höchstens, um einkaufen zu gehen, und wenn sie zurückkamen, trugen sie schwere Taschen, aus denen Schnapsflaschen ragten. Das Kind nahmen sie dabei nie mit. Das Mädchen fragte sich, ob der arme Wurm in seinem Leben je schon einmal an der frischen Luft gewesen war? Die Eltern jedenfalls machten ihr Angst, in ihren Augen lag etwas Gemeines, als hassten sie die ganze Welt, und sie rochen ekelhaft. Natürlich hatten die zwei die interessierten Blicke des Mädchens bemerkt, sie waren längst misstrauisch geworden und fühlten sich von ihm beobachtet.

Erst vor zwei Tagen hatte der Mann sie im Flur grob angefahren und gesagt, wenn er sie noch einmal beim Schnüffeln erwische, würde sie ihn kennenlernen. Er hatte dabei seine Faust geschüttelt, und der massive Totenkopfring an seinem Finger war dem Mädchen wie ein unheilvolles Zeichen erschienen.

Seither kreisten ihre Gedanken um diesen Ring. Er ließ ihre Fantasie ausschlagen und gaukelte ihr furchtbare Dinge vor, und immer wieder war da dieses Bild, wie der Mann vor einer Wiege stand und seine Faust in das Gesicht des Babys stieß, bis es verstummte und selbst nur noch ein Totenkopf war.

Das Bild dieses winzigen, zerbrechlichen Schädels verfolgte das Mädchen bis in seine Träume. Und wie so oft dachte es, dass das Leben nicht fair war. Dieses Baby hatte weder darum gebeten, auf die Welt zu kommen, noch hatte es sich aussuchen können, in welche Familie es hineingeboren wurde. Es war unschuldig.

Der Entschluss des Mädchens stand fest: Sie musste etwas für das Kind tun.

KAPITEL 1

MÜNCHEN / IM MAI 2012

Penelope fuhr im Bett auf. Sieben Tage die Woche geschah dies mit der Präzision einer Atomuhr, und zwar exakt wenige Sekunden bevor ihr Wecker auf sechs Uhr sprang. Es verschaffte ihr immer wieder eine kuriose Genugtuung, dem Klingeln zuvorzukommen. Sie brauchte diese kleinen Siege des Alltags. Doch nur an sechs Tagen, von Montag bis Samstag, musste sie um diese Zeit auch aufstehen.

Der Augenblick, wenn sie begriff, dass Sonntag war und sie zurücksinken und sich noch einmal in ihre weiche Decke kuscheln konnte, hatte nichts von seinem Reiz verloren. Sonntag war für sie der angenehmste Tag der Woche, der Morgen gehörte nur ihr.

Und dies seit mittlerweile fünf Jahren, sieben Monaten und elf Tagen. So lange war es her, dass sie ihren Mann David verlassen hatte und allein lebte.

Jedenfalls so gut wie allein. Penelope teilte ihre kleine Wohnung mit einem Kater, der die Faulheit zur Kunstform erhoben, sie quasi zu seinem einzigen Lebenszweck erkoren hatte.

Wie jeden Morgen lag er zu ihren Füßen und schnarchte selig vor sich hin. Für Giacomo war die ganze Woche über Wochenende. Und obgleich er das faulste und eigensinnigste Tier unter der Sonne war, sich viel lieber in Penelopes Pflanzen erleichterte, als das Katzenklo zu benutzen, ihr die Haare vom Kopf fraß und die Tapete von der Wand kratzte – der Sisalbaum in ihrem Wohnzimmer erstrahlte so jungfräulich wie am Tag des Erwerbs –, hing Penelope mit ihrem ganzen Herzen an ihm.

Nach einigen Anlaufschwierigkeiten hatte sie das Geheimnis eines erstklassigen Zusammenlebens von Katzenhalter und Katze herausgefunden: Sie hatte sich Giacomos Bedürfnissen angepasst.

Darüber hinaus war Giacomo das Sinnbild ihrer Emanzipation: Sie hatte ihn aus dem letzten gemeinsamen Urlaub mit ihrem Mann aus Italien mitgebracht. David hatte das flohverseuchte und überdies an schlechten Zähnen leidende Tier damals zurücklassen wollen, das sich vom ersten Tag an hartnäckig an Penelopes Fersen geheftet hatte, als wisse es genau, dass Penelope es war, die das Tier brauchte, und nicht umgekehrt.

Eine Woche nach der Rückkehr aus Positano hatte Penelope ihren Mann verlassen. Sie hatte es endgültig sattgehabt, von ihm bevormundet zu werden, sich von ihm vorschreiben zu lassen, wie sie ihr Leben zu leben hatte.

Das war nicht immer so gewesen. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da sie und David sehr glücklich zusammen gewesen waren. Sie kannten sich seit der

Schulzeit, David war ihre erste große Liebe, er wurde ihr erster Mann, und sie hatten sehr jung geheiratet.

Sie hatten beide Lehramt studiert: Penelope Deutsch und Geschichte, David Mathematik und Physik.

Doch anders als sie ging David nicht im Unterricht auf, es fehlte ihm etwas, etwas, das er ›Herausforderung‹ nannte. Nach einem Jahr hatte er seine Lehrtätigkeit gekündigt und bei einer Großbank angeheuert. Dort hatte er mit seiner Begabung für Zahlen und Analytik eine Blitzkarriere hingelegt und war innerhalb weniger Jahre zu einem international gefragten Anlageberater aufgestiegen und verdiente nicht selten sechsstellige Provisionen.

Während David Erfolg und Karriere genoss und das Geld in Luxusgüter und Immobilien investierte, ein Haus mit Pool in Bogenhausen und ein Anwesen in St. Tropez, fand Penelope keinen Gefallen an ihrem neuen Reichtum. Sie hatte eine andere Vorstellung vom Glück, und ihre und Davids Lebenspläne drifteten unmerklich in einer kaum wahrnehmbaren Thermik auseinander.

Davids Ablehnung gegenüber Giacomo war der berühmte Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte. Penelope hatte erkannt, dass David nicht mehr der war, den sie einmal in ihm gesehen hatte, und auch nie wieder sein würde.

Sie hatte sich seither in ihrem neuen Leben gut eingerichtet, sie vermisste nichts. Ihr Sonntagmorgen folgte stets demselben Ritual: Ausschlafen bis ungefähr acht Uhr, ausgiebig frühstücken und bei zwei Tassen

Kaffee die Wochenendausgabe der Zeitung studieren. Es waren die einzigen Stunden, in denen sie in ihrer ansonsten durchgetakteten Zeitplanung die Zügel etwas lockerer ließ. Denn sie brauchte das: Kontrolle und Regeln. Einen Stundenplan für die Schule, einen Stundenplan für das Leben. Für alles in ihrem Leben gab es eine darin fest eingetragene Zeit. Jeden Montag und jeden Donnerstag um genau sieben Uhr zum Beispiel reinigte sie das Katzenklo, obwohl Giacomo es gar nicht benutzte.

In der kleinen Anlage im Münchner Stadtteil Schwabing, in der sie im dritten Stock wohnte, lebten zum Glück fast ausschließlich ältere und ruhige Leute ohne Kleinkinder, weshalb es am Sonntagmorgen tatsächlich möglich war, auszuschlafen. Sie klopfte sich gerade ihr Kopfkissen zurecht und fand eine bequeme Lage, um wieder einzudösen, da schreckte sie ein lautstarkes Scheppern im Hausflur auf, als hätte jemand direkt vor ihrer Tür ein volles Tablett fallen lassen. Dem Klirren folgten unmittelbar einige derbe Flüche.

Davon wurde sogar Giacomo wach. Er hob den Kopf, klopfte mit seinem Schwanz auf die Bettdecke und stieß einen unwilligen Laut aus. Penelope warf sich den gesteppten Morgenmantel über, schlüpfte in ihre Filzpantoffeln und schnappte sich ihre Brille. An der Wohnungstür lugte sie durch den Spion, und als sie ihren Nachbarn Oliver erkannte, riss sie sie auf, nur um sofort erschrocken zurückzuzucken.

Vor ihr auf dem Fußabstreifer kniete ein junger Mann in weißem Shirt und Jeanslatzhose und klaubte vorsichtig größere Splitter zusammen, die bis vor

kurzem noch Bestandteil eines Spiegels gewesen sein mussten. Er sah kurz hoch, mit einem welpenähnlichen ›Nicht-böse-sein-Ausdruck‹ im Gesicht, doch Penelope richtete ihr Augenmerk sofort auf Oliver, ihren Nachbarn aus dem Dachgeschoss, der hinter der ›Latzhose‹ auffragte.

Oliver war neben ihr der jüngste Bewohner des Hauses, arbeitete in der Modebranche, und er war das, was man im Allgemeinen unter einem netten Kerl verstand. Penelope mochte ihn gern. Seit Oliver sie gefragt hatte, ob sie während seiner häufigen Abwesenheiten seine Pflanzen gießen würde, pflegten sie ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis. Er half ihr im Gegenzug, den Getränkekasten in den dritten Stock zu tragen, da das Haus, zur Jahrhundertwende erbaut, noch immer nicht über einen Aufzug verfügte. Deshalb war die Miete für Schwabinger Verhältnisse noch erschwinglich. Im Moment rührte Oliver jedoch keinen Finger. Tatsächlich sah er ziemlich zerknittert aus, als hätte er statt Schlaf eine durchzechte Nacht hinter sich.

Der junge Mann auf dem Boden sagte eben: »Das kommt davon, wenn man unbedingt Möbelpacker spielen will, bevor ...« Er unterbrach sich, nicht wegen der grauen Filzpantoffeln vor seiner Nase, sondern weil Giacomo zum Zeichen seines Protests gegen die sonntägliche Ruhestörung soeben sein Morgengeschäft in fester Form unmittelbar neben ihm verrichtete, um dann mit hocherhobenem Schwanz und der Allüre eines italienischen Straßenkaters wieder in die Wohnung zu trotten. Zurück blieb ein Gestank, der einem die Nasenhaare versengte.

Oliver kicherte albern, dann riss er sich zusammen, umrundete die Latzhose am Boden, streckte Penelope die Hand entgegen, was er sonst nie tat, und sagte:

»Morgen, Penelope! Sorry für den Lärm, aber wie du weißt, ziehe ich dieser Tage aus.«

Während er sprach, schlug Penelope eine kräftige Alkoholfahne entgegen. Das erklärte Olivers derangierten Zustand. Giacomos dreister Auftritt hatte ihr jedoch allen Wind aus den Segeln genommen. Zudem entging ihr nicht, dass der fremde Möbelpacker sie nun auf eine Art in Augenschein nahm, als sei sie wie eine unangekündigte Attraktion auf eine Bühne gestoßen worden. Unwillkürlich zog sie ihren Morgenmantel fester um sich. Es war ihr egal, dass sie in dem hellblau Gesteppten, den verfilzten Pantoffeln und ihrem nachlässig hochgesteckten Haar aussah wie ihre eigene Großmutter, aber er hatte nicht das Recht, sich deshalb über sie lustig zu machen!

Die Situation war ihr unangenehm, und sie wollte ihr schnellstmöglich entfliehen. Daher beschränkte sie sich auf ein »Guten Morgen«, machte kehrt und holte die entsprechenden Gerätschaften, um Giacomos Malheur zu entfernen. Anschließend murmelte sie Oliver einen kurzangebundenen Gruß zu und verschwand, um sich, etwas früher als sonst, ihrem Sonntagsfrühstück zu widmen.

Sie hatte es sich kaum mit der Zeitung, deren Aufmacher zwei vermisste Studentinnen waren, Kaffee und einem Honigbrot gemütlich gemacht, die Füße in Wollsocken auf dem Tisch platziert, als es an ihrer Tür schellte.

Für Penelope, wie wohl für jedermann, hing die Bedeutung eines Besuchs stark von der Uhrzeit ab. So früh am Sonntagmorgen konnte es nur etwas furchtbar Wichtiges oder etwas furchtbar Lästiges sein.

Es war etwas furchtbar Lästiges: ihre Mutter Ariadne. Sie hatte erst kürzlich, nach kaum einem Jahr Witwendasein, ein zweites Mal geheiratet, einen fast dreißig Jahre jüngeren Mann, den Penelope im Verdacht hatte, ihre Mutter nur ihres Geldes wegen geheiratet zu haben. Sie hatte deshalb mit ihrer Mutter eine Auseinandersetzung gehabt, oder besser, sie hatte es versucht, aber mit ihrer Mutter konnte man nicht streiten. Als Penelope sie mit ihrem Verdacht konfrontiert hatte, sagte sie nur: »Papperlapapp, das Gleiche hast du mir vorwerfen können, als ich damals den viel älteren Frank Carstensen geheiratet habe: ich täte es nur wegen seines Geldes. Sieh es positiv, so ist es ausgleichende Gerechtigkeit.«

Penelope war der Trauung aus Protest ferngeblieben. Sie mied Einladungen grundsätzlich, war nicht gern unter Menschen. Ihre Mutter hingegen war nicht nur mit einer großen Portion Lebenslust, sondern auch mit einem dicken Fell ausgestattet, und sie war nicht nachtragend. Penelope empfand es als überaus enervierend, mit einer Mutter gesegnet zu sein, deren Optimismus jeden Zweifel niederwalzte und die jede ihrer Einlassungen grundsätzlich ignorierte. Mit anderen Worten, sie fühlte sich von ihr nicht ernst genommen.

»Guten Morgen, Kind!«, scholl es Penelope nun fröhlich entgegen, kaum dass sie die Tür geöffnet hatte. »Überraschung, wir sind zurück! Oh, ich rieche

Kaffee! Das ist übrigens Mario, mein neuer Mann«, zwischerte Ariadne unanständig munter, während sie an ihrer Tochter vorbei durch die Tür in Richtung Küche rauschte, ihre Handtasche auf einen Stuhl warf und ihr Kopftuch löste, beides von Hermès, und sich sofort an Penelopes Kaffeemaschine zu schaffen machte.

Ihr auf dem Fuße folgte ein gut aussehender junger Mann. Er strahlte seine Stieftochter, die gute zehn Jahre älter als er sein mochte, mit einer Reihe perfekter weißer Zähne an und hob verzeihungsheischend – und eigentlich ganz sympathisch – in einer unnachahmlich italienischen Geste die Hände.

Penelope nickte ihm kurz zu, als ihr siedend heiß ihr Wäscheständer in der Küche einfiel. Sie spurtete los, um das Gestell, an dem ihre Slips und BHs trockneten, in die Abstellkammer zu schieben, noch bevor Mario die Küche betrat. Sie schaffte es, unter den amüsierten Blicken ihrer Mutter, gerade noch rechtzeitig. Penelope blitzte ihre Mutter an und warf dann einen demonstrativen Blick auf ihre Armbanduhr.

Die erklärte jetzt ihrem jungen Gatten: »Nicht wundern, Liebling, meine Tochter sieht zwanghaft alle dreißig Sekunden auf die Uhr. Sie glaubt, die Zeit wäre ihr Sklave, dabei ist es genau umgekehrt. Das bedeutet nicht, dass wir ihr lästig sind.«

Oh doch, es bedeutet genau das, dachte Penelope böse. Sie verübelte ihrer Mutter diesen Überfall nicht nur wegen der Hochzeit mit dem viel zu jungen Italiener, sondern weil sie Frank so schnell ersetzt hatte. Dabei hatte sie immer behauptet, sie würde Frank lieben.

Ihren eigenen Vater hatte Penelope nie kennengelernt, er war noch vor ihrer Geburt gestorben.

Darüber hinaus erzürnte Penelope auch der Hauch von kürzlich genossenem Sex, der den beiden anhaftete. Sie war sich dessen ziemlich sicher. Was sie jedoch an diesem Gedanken hauptsächlich ärgerte, war, dass sie sich deswegen ärgerte. Eigentlich konnte es ihr doch einerlei sein. Sie hatte ihr Leben, ihre Mutter das ihrige – jedoch hielt ihre Mutter sich grundsätzlich nicht an diesen feinen Unterschied, wie Penelope in der nächsten Sekunde erneut feststellen musste.

»Meine Güte, Kind!«, sagte ihre Mutter jetzt kopfschüttelnd, während sie sie auf die gleiche Art musterte wie zuvor der unverfrorene Möbelpacker. »Sag, musst du dich unbedingt wie deine eigene Urgroßmutter kleiden? Deine Metamorphose ist erschreckend. Du warst einmal ein schöner Schmetterling, und jetzt setzt du alles daran, wieder zur Raupe zu werden.« Ihre Mutter machte eine Kopfbewegung zur Abstellkammer hin: »Sind diese Liebestöter in Schlüpfertönen dein Ernst? Gab es die im Zehnerpack?«

Penelope hatte längst heiße Wangen, der taxierende Blick ihrer Mutter schmerzte sie beinahe körperlich. Keine Ahnung, wie diese Frau es immer schaffte, sie derart in Rage zu bringen, aber es funktionierte, seit Penelope ein Teenager war. Sie vermutete, dass ihre Mutter Zugang zu Kryptonit hatte.

»Mama!«, entfuhr es ihr genervt. Penelope schwankte zwischen Scham und dem Drang, ihre Mutter samt ihrem Baby-Lover sofort vor die Tür zu setzen. Leider

wusste sie aus Erfahrung, dass sich ihre Mutter nicht so leicht vertreiben ließ – nicht, bevor sie ihre gesamte Munition verschossen hatte.

Außerdem ärgerte sie sich über Giacomo. Der hatte sich nämlich von seinem Sessel bequemt und strich nun mit einem behaglichen Maunzen um Ariadnes Beine. Aus für Penelope unerfindlichen Gründen liebte er Penelopes Mutter und biederte sich ihr bei jeder Gelegenheit an. Diese bückte sich und hob den Kater hoch.

Der miese kleine Verräter rieb seine Schnauze sofort vertrauensvoll an ihrer vollen Brust, die Penelope im Verdacht einer kosmetischen Unterfütterung hatte.

»Da ist ja mein kleiner Casanova«, gurrte Ariadne, und zu ihrer Tochter: »Sag, Penelope, könntest du dir vielleicht etwas Anständiges anziehen? Von dem Gesteppten und den Wollsocken kann einem ja schwindlig werden! Und erst deine Haare! Weißt du was, ich mache dir einen Termin bei André! Übrigens, ich bin vorhin im Treppenhaus einem Prachtexemplar von Mann begegnet. Ich habe ihn auf eine Tasse Kaffee zu dir eingeladen.«

Wie bitte? Penelope wich einen Schritt zurück, als könne sie damit einen Abstand zu dem eben Gehörten schaffen. Seit ihre Mutter diesen Mario kannte, kannte sie offenbar keine Hemmungen mehr. Mit diesem jüngsten Eingriff in ihre Privatsphäre konnte sie ihre Tochter jedoch nicht aus der Fassung bringen. Penelope lächelte jetzt mokant, denn für dieses Mal war sie aus dem Schneider: »Ach, du meinst Oliver aus dem Dachgeschoss, Mama? Er ist schwul bis

in die Fingerspitzen, wenn ich dich daran erinnern darf ...«

»Aber das weiß ich doch, mein Schatz, ich vergesse niemals einen Mann, nicht einmal dann, wenn er immun gegen weibliche Verführungskünste ist«, erwiderte diese und gab ihrer Tochter das Lächeln auf eine Weise zurück, die Penelope in Alarmbereitschaft versetzte. Ariadne kostete den Moment kurz aus, bevor sie fortfuhr: »Ich meinte Blauauge Latzhose.«

»Welche Latzhose?« Kaum ausgesprochen, dämmerte es Penelope. Der Möbelpacker, dem Giacomo direkt vor die Nase gekackt hatte! *Vielen Dank, Mama, man wird ja immer gerne an peinliche Momente erinnert ...*

»Bist du verrückt?«, entfuhr es ihr ziemlich schrill. »Wie kannst du einen wildfremden Mann einfach so in meine Wohnung einladen?«

»Pah«, erwiderte Ariadne unbeeindruckt, »als wenn es das erste Mal wäre.«

Da hatte sie leider recht, aber das machte es auch nicht besser. Penelope war ihr Aussehen egal, sie musste niemanden beeindrucken, aber ihre Privatsphäre war ihr heilig.

Leider war diese schon durch Mario, Stiefvater Nummer 2, invadiert worden, den sie zeitweilig völlig vergessen hatte und der jetzt wieder in ihr Blickfeld rückte, da er interessiert ihre Kaffeesorte inspizierte.

Während Penelope darauf gefasst war, dass es jeden Moment erneut an der Tür klingelte, überlegte sie fieberhaft, wie sie aus dieser Lage wieder herauskäme, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Sie könnte ja die Tür einfach nicht aufmachen. Oder eiskalt be-

haupte, die Einladung ihrer Mutter sei ein Versehen gewesen. Sie schloss auch einen Mord an ihrer Mutter nicht völlig aus, doch bevor dieser Gedanke konkreter werden konnte, winkte die schon lässig ab: »Komm wieder runter, Kind, er hat abgelehnt.«

Sie war schon dabei aufzuatmen, als ihre Mutter ergänzte: »Aber er bedankt sich für deine Einladung und lässt dir ausrichten, dass er die nächsten Tage gerne darauf zurückkommt. Tu dir selbst einen Gefallen und zieh dir dafür etwas Nettes an, ja? Wo hast du eigentlich das rote Kleid, das ich dir gekauft habe?«

In der Altkleidersammlung ... Der Fetzen war ungefähr so anständig wie das FIFA-Präsidium und höchstens für einen Spaziergang in St. Pauli geeignet – sofern man sein Geld horizontal verdienen wollte. Da sie im Moment noch Latzhosen-Aufschub hatte und die unmittelbare Gefahr einer weiteren peinlichen Situation gebannt schien, besann sich Penelope auf das Gegenwärtige:

»Was macht ihr beide eigentlich so früh am Morgen hier? Sind die Flitterwochen etwa schon vorbei?«

»Leider.« Penelopes Mutter seufzte. »Mario muss zurück in seinen Laden. Falls es dich interessiert, ihm gehört das *Da Mario* am Englischen Garten. Wir kommen gerade aus der Großmarkthalle. Mario hat tonnenweise Muscheln und Fisch eingekauft. Und einen riesigen Hummer.«

Das ließ Penelope stutzen, womöglich hatte sie ihrer Mutter eingangs Unrecht getan, und der Hauch von Sex, den sie dachte wahrgenommen zu haben, rührte gar nicht daher, sondern vom eben gekauften Mee-

resgetier? Dadurch wäre auch Giacomo ein wenig rehabilitiert. Er liebte alles aus dem Meer, es musste nur frisch sein. Sein Gourmetgaumen kam sie teuer zu stehen.

»Apropos, wusstest du, dass dein David Stammgast im *Da Mario* ist? Ich habe ihn dort kürzlich in Begleitung einer entzückenden jungen Frau gesehen.«

Penelope unterdrückte ein neuerliches Schnauben, während ihr Blutdruck ungeahnte Höhen erklomm. Aus ebenso unerfindlichen Gründen, wie Giacomo ihre Mutter liebte, mochte diese David und hielt weiterhin Kontakt zu ihm; daran hatte auch die Scheidung nichts ändern können.

»Er ist nicht mehr *mein* David«, stellte sie mit mühsam kontrollierter Stimme richtig. Sie hatte ihre Mutter oft genug darum gebeten, ihren Exmann nicht mehr zu erwähnen. David gehörte einer Vergangenheit an, an die sie nicht erinnert werden wollte. Warum fiel es ihrer Mutter so schwer, das zu respektieren?

Mario war ihre Anspannung nicht entgangen: »Komm doch einmal zum Essen in mein Ristorante, Penelope. Du gehörst jetzt zur Familie und bist jederzeit eingeladen.« Er schenkte Penelope ein charmantes Lächeln und fügte hinzu: »Jeden Samstagabend gibt es Livemusik, und es wird getanzt.«

»Das ist eine prima Idee!«, bekräftigte ihre Mutter. »Du hast doch früher so gerne getanzt. Weißt du was, Kind? Vorher gehen wir einkaufen. Ich wette, du hast das rote entsorgt und nicht ein hübsches Kleid mehr im Schrank. Ich hole dich Samstagmittag ab! Danke für den Kaffee. Und jetzt müssen wir los.«

Bevor Penelope noch antworten konnte, dass sie samstags weder Shoppen noch Tanzen im Sinn hatte, waren die beiden schon zur Tür hinaus.

Warum bloß, fragte sie sich jetzt, hinterließ jeder Besuch ihrer Mutter bei ihr das Gefühl, als sei sie in ein Gewitter geraten? Sie konnte den Ozon beinahe auf der Zunge schmecken. Was sie jetzt brauchte, war Ablenkung, etwas, das den Strom, der durch ihr Inneres pulsierte, eindämmte und sie wieder ins Lot brachte. Zeit für ihr Hobby. Darauf freute sie sich die ganze Woche, und ihr Zeitplan sah dafür vier Stunden vor.

Sie räumte den Küchentisch ab, warf ein Wachtuch darüber, holte die entsprechenden Gerätschaften, Werkzeuge und Tonmasse, und begann mit der Arbeit.

Während ihre Hände formten und kneteten, kam sie zur Ruhe und war bald wieder ganz bei sich selbst. In ihrer eigenen Wirklichkeit, in der weder ihr Exmann noch ihre Mutter oder sonst wer eine Rolle spielten. Sie brauchte niemanden, sie war sich selbst genug.

KAPITEL 2

Penelope hatte früh gelernt, sich nicht zu sehr auf andere zu verlassen. Männliche Bezugspersonen hatte es in ihrer Kindheit kaum gegeben.

Penelopes Großvater hatte sich noch vor der Geburt seiner Tochter Ariadne aus dem Staub gemacht. Der einzige Kommentar, den die Großmutter je zu ihm abgegeben hatte, war, dass er tatsächlich nicht mehr als den Gegenwert eines Staubkorns besitze. Er sei kein Vater, sondern ein Erzeuger gewesen. Mehr müsse man nicht über ihn wissen.

Das Familienschicksal hatte sich bei Penelope auf tragische Weise wiederholt: Auch sie war vaterlos aufgewachsen, da ihr Vater noch vor der geplanten Hochzeit mit ihrer Mutter Ariadne gestorben war. Sie wusste nicht einmal, wie er ausgesehen hatte, da Ariadne nicht ein einziges Foto von ihm besaß. Aber sie wusste, dass er eine Art Kriegsheld gewesen war. Zumindest war er das in ihrer kindlichen Vorstellung gewesen, was sich freilich mit dem Erwachsenwerden etwas relativiert hatte. Trotzdem gefiel es ihr, in ihm den idealen Vater zu sehen, den sie leider nie gehabt hatte.

Ariadne Paul hatte den amerikanischen Offizier William Peterson 1977 in München kennengelernt, als

sie kurzzeitig als Servicekraft in der amerikanischen McGraw-Kaserne angestellt gewesen war. Dann war William Peterson von einem Tag auf den anderen verschwunden, irgendein Einsatz, über den er nicht hatte sprechen dürfen. Bald nach seiner Abreise hatte Ariadne festgestellt, dass sie schwanger war. Als sie wochenlang nichts mehr von Peterson gehört hatte und deshalb bei der zuständigen amerikanischen Dienststelle in München vorstellig wurde, teilte man ihr bürokratisch mit, Captain P. sei im Einsatz für sein Land gefallen. Da sie nicht miteinander verheiratet gewesen waren, hatte sie auf keine weiteren Auskünfte Anspruch. Weder für die amerikanische Armee noch für William Petersons Familie existierte eine Ariadne Paul.

Das war alles, was Penelope je über ihren Vater erfahren hatte, und selbst diese Informationen hatte sie ihrer Mutter aus der Nase ziehen müssen. Früher hatte Penelope das nicht begreifen können, aber heute, nach ihrem eigenen Verlust, brachte sie mehr Verständnis für das Verhalten ihrer Mutter auf, ahnte, dass sie ihren Vater sehr geliebt haben musste und die Erinnerungen an ihn lieber mied, da sie mit Schmerz verbunden waren. Manchmal dachte sie, dass dies dann wenigstens etwas war, was Mutter und Tochter gemeinsam hatten.

Der einzige physische Beweis von William Petersons Existenz im Leben ihrer Mutter, abgesehen von Penelope selbst, war eine Schmetterlingssammlung hinter Glas, die er zurückgelassen hatte. Als Kind war Penelope von den geflügelten Fabelwesen faszi-

niert gewesen, hatte die Falter stundenlang und voll kindlichem Eifer mit einer Lupe betrachtet, verzückt über die verschiedenen Farben und Größen und die teilweise fantastisch anmutenden Muster, wie sie nur die Natur zu erschaffen wusste. Sie war nie müde geworden, sie mit ihren Buntstiften nachzumalen, und es war ihre Fantasie und nicht die Erinnerung, die die Verbindung zu dem Vater herstellte, den sie selbst nie gekannt hatte. Jeden freien Flecken Wand ihrer häufig wechselnden Wohnungen hatte die kleine Penelope mit Bläulingen, Feuerfaltern, Pfauenaugen, Röseneulen, Smaragdspannern und Glückswidderchen beklebt, bis ihre Mutter einmal lachend angemerkt hatte, sie lebe in einem Schmetterlingshaus. Je älter Penelope jedoch wurde, umso mehr hatte sie sich von dem Tierfriedhof hinter Glas abgestoßen gefühlt. Bis sie irgendwann, sie war ungefähr zehn, ihre Mutter gefragt hatte: »Warum hat Papa die Schmetterlinge nicht leben lassen?«

Da Penelope nie einen Vater gehabt hatte, hatte sie weder ihn noch ein richtiges Familienleben vermisst.

Das änderte sich, als sie auf dem Gymnasium den ein Jahr älteren David kennenlernte. David kam aus einer konservativen bayerischen Familie; der Vater Bürgermeister in einer kleinen Gemeinde in Oberbayern, die Mutter im katholischen Frauenbund und der Nachbarschaftshilfe engagiert. David hatte noch zwei ältere Brüder und eine jüngere Schwester, die Ministrantin war. Das war jetzt in der Kirche erlaubt, weil die Jungs immer weniger Interesse daran hatten – seit man sie nicht mehr dazu zwingen konnte, wie ihr Davids kleine

Schwester erklärt hatte. Da ihre Mutter Ariadne sich nie etwas aus Religion gemacht hatte, waren Penelope Kirchenbesuche fremd. Auch das änderte sich durch ihre Freundschaft mit David, und die gemeinsamen sonntäglichen Gottesdienstbesuche wurden bald zu einem festen Bestandteil ihres Lebens.

Es war eine Bilderbuchfamilie, die Penelope mit offenen Armen aufnahm. Durch sie lernte Penelope zum ersten Mal kennen, was echtes Familienleben bedeutete. Ihre alleinerziehende Mutter war häufig mit ihr umgezogen und hatte sie mit unzähligen Gelegenheitsjobs durchbringen müssen, oft auch nachts im Schichtdienst gearbeitet. Penelope war deshalb viel sich selbst überlassen gewesen, jedoch dadurch früh selbstständig geworden und auch ein wenig ernsthafter als Kinder gleichen Alters.

Und kaum, dass sie achtzehnjährig mit David in das kleine Appartement unter dem Dach seines Elternhauses gezogen war, hatte ihre Mutter Ariadne den reichen, gut fünfundzwanzig Jahre älteren Unternehmer Frank Carstensen geheiratet und im letzten Jahr ein Vermögen von ihm geerbt.

KAPITEL 3

Penelope inspizierte ihren Kleiderschrank. Die Auswahl war so übersichtlich wie eintönig: Hosenanzüge und Faltenröcke in verschiedenen Graustufungen, und weil dazu in der Regel Weiß und Creme passten, waren es ausschließlich diese Töne, die den einsamen Kontrast innerhalb ihrer Garderobe bildeten. Früher hatte sie gerne Jeans und T-Shirt getragen, ihr langes, dunkles Haar mit einem Haargummi gebändigt und bequemes Schuhwerk bevorzugt. Seit David sie einmal im Streit eine graue Maus genannt hatte, hatte sie beschlossen, genau das zu sein.

Penelope war zu dem geworden, was ihr Mann in ihr sah, und damit provozierte sie ihn bewusst. Je mehr er von ihr verlangte, ihn beruflich zu unterstützen, umso öfter rebellierte sie dagegen. Sie schnitt ihr Haar ab, das David so geliebt hatte, trug zu Hause nur noch unförmige Pullover, die sie wie ein Quadrat aussehen ließen, in der Schule waren es Faltenrock mit Pullunder. Das war ihre Form des Protests gegen die gesellschaftlichen Zwänge, die David ihr auferlegen wollte – mit dem Ergebnis, dass er immer häufiger abends aus dem Büro anrief, um ihr zu sagen, dass es später wer-

den würde, die gemeinsamen Abende wurden seltener, fanden schließlich kaum mehr statt, das Schweigen zwischen ihnen wuchs.

In einsamen Momenten auf der Couch war Penelope ehrlich genug, sich einzugestehen, dass sie eine Mitschuld an dieser Entwicklung trug. Sie hatte sich nie dafür erwärmen können, David auf die mondänen Partys seiner Auftraggeber zu begleiten, um beim temporär angesagten Modecocktail inhaltsleere Gespräche zu führen, die sich entweder um Aktienkurse und Fonds oder um die neueste Diät oder sonstigen Lifestyle drehten.

Je stärker David auf Penelopes Pflichten drängte, umso mehr verweigerte sie sich dem gängigen Gesellschafts- und Modediktat. Sie fand, David sei ein Snob geworden, was sie ihm auch deutlich sagte. Es war der Beginn bitterer Auseinandersetzungen. Der Anfang vom Ende.

David selbst hatte sehr schnell eine willige Trägerin teurer Abendmode gefunden. Der Klassiker: seine Sekretärin. Fortan repräsentierte diese Dame bei diversen Empfängen, während Penelope lieber zu Hause blieb. Und sich dadurch auch nicht besser fühlte. Sie war klug genug zu erkennen, dass sie die Situation selbst herbeigeführt hatte, aber zu stolz und sicher auch zu stur, um es zuzugeben, grollte lieber David. So wie das Schweigen mit der Zeit zwischen ihnen gewachsen war, reifte auch die Wut in ihr heran.

Als der lange vorausgeplante Urlaub in Positano näher rückte, der auch die Teilnahme an der Hochzeit von Davids Geschäftspartner einschloss, hatte

sie gemerkt, dass David wie sie überlegte, Urlaub und Hochzeitsteilnahme abzusagen, doch da jeder darauf wartete, dass der andere den ersten Schritt tat, waren sie am Ende gefahren. Tatsächlich hatte sich der Urlaub besser angelassen als sie gedacht hatte, doch dann entdeckte Penelope Davids ehemalige Sekretärin unter den Hochzeitsgästen, und ihr waren wieder all die Gründe eingefallen, warum sie und David in letzter Zeit so viel gestritten hatten. Dass ihre Probleme ursächlich auch mit Dominik zu tun hatten, versuchte sie wie immer zu verdrängen.

Jedenfalls hatte sie bunter Kleidung lange entsagt. Farben banden Blicke; je unauffälliger man sich anzog, umso mehr verschwand man aus der Wahrnehmung der Menschen. Und das genau war es, was Penelope wollte: unsichtbar sein, der Aufmerksamkeit der Welt entzogen, weil sie das Glück oder die Freude der anderen als unerträglich empfand, ebenso wie ihre Anteilnahme und ihr Mitleid. Ihre Freundin Caroline hatte die Absicht hinter ihrem neuen Kleidungsstil sofort durchschaut. Ihr letzter Kontakt war lange her. Es war nicht so, dass sie Caroline nicht vermisst hätte, aber sie konnte mit deren Direktheit und Ehrlichkeit nicht mehr so gut umgehen wie früher. Sie brauchte niemanden, der sich einmischte und ihr ins Gewissen redete. Es war ihr Leben, und es passte ihr genau so, wie es war.

Penelope entschied sich nun für einen grauen Hosenanzug mit beigefarbener Schluppenbluse. Eine strenge und feierliche Garderobe, die neben dem Unterricht heute noch zwei weiteren Anlässen gerecht

werden sollte: Zum einen der anstehenden monatlichen Lehrerkonferenz unter Teilnahme des Schulrats und zum anderen einem Kammermusikonzert in der Heiligkreuzkirche, bei dem ihr Lehrerkollege Friedrich Lauer mann mit seiner Bratsche mitwirkte.

Nachdem sie Giacomo mit frischem Wasser und Futter versorgt und ihn erneut in die Segnungen des Katzenklos eingewiesen hatte, schnappte sie sich Brille, Handtasche und Aktenmappe und verließ ihre Wohnung.

Im Erdgeschoss holte sie ihr Klapprad, das tatsächlich schon etwas klapprig und schwergängig war, aus dem Abstellraum und schob es nach draußen, wo ihr Kollege Lauer mann, Physik und Religion, 5. und 6. Klassen, wie an jedem Schultag mit der eigenen Fahrradantiquität bereits auf sie wartete. Ein Teil ihrer Allianz gründete auch auf der Weigerung, sich von lieb und vertraut gewordenen Gegenständen zu trennen, selbst wenn sie dafür zunehmend Unbequemlichkeiten in Kauf nehmen mussten.

Sie begrüßten sich gerade, als wenige Meter hinter ihnen mit quietschenden Bremsen ein Kleinlaster hielt. Oliver und die Möbelpacker-Latzhose, diesmal allerdings in Jeans und Sweatshirt, stiegen aus.

Oliver rief ihr ein fröhliches »Hi, Penelope!« zu, während der Möbelpacker ihr lediglich zunickte, sie jedoch, wie Penelope fand, erneut einer ziemlich ungenierten Kopf-bis-Fuß-Musterung unterzog. Penelope war klar, woher der Wind wehte, und konnte nicht verhindern, dass ihr unter dem intensiven Blick des jungen Mannes das Blut in die Wangen schoss. *Him-*

mel, was hatte ihm ihre Mutter bloß erzählt? Vermutlich dachte der Kerl, sie sei auf unfreiwilliger Sexdiät. Der Gedanke, wie penetrant sich ihre Mutter mal wieder in ihr Leben eingemischt hatte und sie damit einmal mehr in Verlegenheit brachte, warf Penelope kurz aus dem Gleichgewicht, nur deshalb konnte sich die Empfindung durch ihre Synapsen mogeln, dass ihre Mutter, was Latzhose anbetraf, nicht völlig unrecht gehabt hatte. Er sah tatsächlich passabel aus, vorausgesetzt, man hegte eine Vorliebe für den Naturburschentyp. Außerdem, so schätzte sie, war der Mann höchstens Mitte zwanzig – im besten Mario-Alter und damit neuerdings auch dem Beuteschema ihrer Mutter entsprechend.

»Kennst du den Mann?«, fragte Laueremann und schreckte Penelope damit aus ihren Gedanken auf. Reichlich spät wurde ihr bewusst, dass sie sich gerade kaum höflicher verhalten hatte als dieser Möbelpacker. Den Unmut in der Stimme ihres Kollegen registrierte sie hingegen sehr wohl.

»Äh, nein.« Verlegen fummelte Penelope im Fahrradkorb und tat so, als müsse sie den Sitz der verstauten Aktenmappe prüfen.

»Also, ich weiß nicht«, Laueremann senkte zwar die Stimme, fixierte dabei aber auffällig Olivers Begleiter, »auf mich wirkt der Typ sinister. Hast du seine Oberarme gesehen? Der nimmt bestimmt Anabolika.«

»Na ja, er schleppt ja auch den ganzen Tag Möbel durch die Gegend ...«, erwiderte Penelope lahm.

»Eben, hier ist Vorsicht angebracht! Diese Umzugsleute spionieren doch herum, wo es etwas zu holen

gibt, und nach ein paar Wochen kommen dann irgendwelche Kumpel zum Klauen vorbei.«

Lauermann war erklärter Pessimist und Weltuntergangsprophet. Penelope wusste immer, woran sie bei ihm war, bei ihm gab es niemals Überraschungen. Für Friedrich Lauermann war es die Aufgabe der Physik, vorhandene Phänomene zu erklären, er selber suchte weniger nach Antworten. Die Physik war seine Religion; die meisten Kollegen empfanden Lauermann deshalb selbst als sinister. Tatsächlich kreiste er in seinem eigenen Universum und befand sich meist auf Kollisionskurs mit sich selbst. Es war ihm nur nicht bewusst. Penelope mochte ihn, weil sich hinter seiner schrägen Fassade ein guter Kerl verbarg, er war loyal und verlässlich; ein Mann, mit dem man auch schweigen konnte, der die Stille als Begleiter genauso bevorzugte wie sie. Außerdem stellte er ihr niemals persönliche Fragen wie andere Lehrerkollegen – so wie sie ihn nie fragen würde, warum er mit Mitte vierzig noch immer bei seiner Mutter wohnte.

Sie akzeptierten sich gegenseitig so, wie sie waren. Penelope bezeichnete ihn nicht gerade als Freund, dafür war ihr Miteinander nicht persönlich genug, aber ihr gutes Verhältnis gründete auch in dem Bewusstsein, dass wann immer sie ihn brauchen würde, Friedrich Lauermann zur Stelle wäre. Selbst wenn er mit Sicherheit gewusst hätte, dass am nächsten Tag die Welt unterginge, wäre er bereit, ihr vorher noch beim Umzug zu helfen. Zu spät ging ihr auf, dass dieser Vergleich zum jetzigen Moment nicht gerade förderlich war, da er ihre Aufmerksamkeit unweigerlich

zu einem noch immer präsenten Möbelpacker zurückführte; auch, weil sie spürte, dass dieser weiter zu ihr hinübersah.

Wenigstens würde sie nun Ruhe vor ihm haben, nachdem er sie derart gründlich gemustert hatte, egal, wie schmackhaft ihre Mutter sie ihm serviert haben mochte. Ein Mann wie er konnte jede Innenstadtblondine haben. Sie schwang sich auf ihr Rad. »Du solltest nicht so oft Aktenzeichen XY sehen, Friedrich! Und über dein Vorurteil sprechen wir noch. Komm jetzt, wir sind spät dran.«

»Einen Augenblick!« Laueremann bückte sich und korrigierte den Sitz der Fahrradklammer, die sein Hosenbein vor der Kette schützte. »Übrigens«, sagte er und stieg nun ebenfalls aufs Rad. »Ich habe das Sonnensystem-Modell fertig. Wir können das Schwerkraft-Experiment für deine Erstklässler heute durchführen.«

KAPITEL 4

Penelope hatte sich sehr auf das Wochenende gefreut. Die letzten Tage waren aufreibend gewesen, auch weil die Pfingstferien näher rückten und damit die Jahreszeugnisse. Neben den Abschlussarbeiten, die sie für ihre beiden Klassen vorbereiten musste, hatte sie zwei Lehrerkonferenzen und zwei Elternabende absolviert. Darüber hinaus zeichnete sie wie jedes Jahr für den sommerlichen Benefiz-Flohmarkt mit Tombola verantwortlich, der für den ersten Sonntag nach den Pfingstferien angesetzt war. Neben den vielfältigen organisatorischen Pflichten, die diese Aufgabe mit sich brachte, hatte sie diese Woche auch damit begonnen, bei den ortsansässigen Geschäften um Sachspenden zu bitten. Sie könnte sich niemals dazu durchringen, für sich selbst um etwas zu bitten, aber sobald es um ›ihre‹ Kinder ging, waren ihr diese Hemmungen fremd. Hier drängte die frühere Penelope an die Oberfläche, die Unerschrockene und Tatkräftige, die keiner Herausforderung aus dem Wege ging.

Am Vorabend hatte sie noch bis weit nach Mitternacht die ersten Zeugnisbeurteilungen skizziert. Trotzdem hielt sie sich auch an diesem Samstagmorgen strikt an ihren Stundenplan, war wie immer um sechs

Uhr aufgestanden und hatte mit dem Wohnungsputz begonnen. Diese immer wiederkehrende Routine war ihr unverzichtbar geworden, sie gab ihrem Alltag Struktur, war das Korsett, das ihr Leben zusammenhielt. Das hatten sie ihre dunkelsten Stunden gelehrt.

Sie war eben dabei, das Kabel des Staubsaugers aufzurollen, als es an ihrer Haustür klingelte. Sie warf einen Blick auf die Uhr, noch nicht einmal halb neun. Für die Post war es zu früh. Es konnte sich eigentlich nur um ihre Mutter handeln. Penelope blickte kurz an sich herab. Sie trug Leggings und ein ausgeleiertes T-Shirt mit dem berühmten Konterfei Che Guevaras darauf. Es hatte früher David gehört.

Penelope rief den Geist des Revolutionärs und Idols aller Linken an, wappnete sich für die Spitzfindigkeiten ihrer Mutter und öffnete die Tür.

Doch vor ihr stand nicht ihre Mutter, sondern der Mann, den sie ursprünglich Latzhose genannt hatte. Weil sie ungewollt ein Gespräch zwischen Oliver und ihm im Treppenhaus mitgehört hatte, wusste Penelope inzwischen, dass er ein Freund von Oliver war, Jason hieß, und nicht wie irrtümlich von ihr angenommen Möbelpacker, sondern Schauspieler war.

Darüber hinaus war er ihr neuer Nachbar, denn er hatte Olivers Dachgeschosswohnung nach dessen Auszug übernommen. Das wiederum hatte ihr Oliver bei seiner Abschiedstour durchs Haus erzählt. Diesen Jason selbst hatte sie seit letzter Woche nicht mehr gesehen, auch weil sie bewusst jeder Begegnung aus dem Weg gegangen war. Nicht dass sich der junge Mann doch noch auf die Initiative ihrer Mutter besann und

aus purer Höflichkeit einen Kaffee bei ihr einklagte, was sie wiederum würde ablehnen müssen. Sie zog es vor, gar nicht erst in diese unangenehme Situation zu geraten.

Der Anblick ihres Besuchers ließ sie irritiert blinzeln, als müsse sie ihre Augen neu justieren. Barfuß, in einem knappen Muscle-Shirt und hüfthoch hängenden Jeans, die jeder Schwerkraft spotteten, war ihr neuer Nachbar das personifizierte Bild frischer Männlichkeit, wie dafür gemacht, um Rasierwasser und Duschgels unter die Leute zu bringen. Und er war nicht allein: Neben ihm ragte ein riesiges Hundevieh mit Silberblick auf, dem sich Penelope fast Aug in Aug gegenüberübersah.

Normalerweise kannte Penelope wenig Situationen, denen sie nicht gewachsen war. Als Lehrerin für Grundschüler war sie an kreative Alltagsgestaltung gewöhnt, aber jetzt fühlte sie sich sekundenlang seltsam orientierungslos, als hätte sie mit dem Öffnen ihrer Wohnungstür die Tür zu einer dritten Dimension aufgestoßen. Noch skurriler fühlte es sich an, als ihr der neue Nachbar eine Dose Hundefutter von mittlerer Eimergröße entgegenstreckte, eine Bewegung, der der monströse Kopf des Hundes misstrauisch gefolgt war, als fürchte er, sein Herrchen könne *seine* Dose aus der Hand geben.

»Morgen, Penelope!«, schallte es ihr fröhlich entgegen. »Sorry für die frühe Störung, aber Theseus hat Hunger, und ich finde den Dosenöffner in den ganzen Umzugskartons nicht. Kannst du aushelfen?«

Penelope strandete abrupt wieder in der Wirklich-

keit. *Theseus? Dosenöffner?* Gefolgt von einem: *Seit wann sind wir per Du?* Ihr Blick erfasste nun auch einen halb verschlossenen Karton, den Jason neben sich abgestellt hatte. Sie musste zweimal hinsehen, aber da lagen tatsächlich Handschellen obenauf, was sofort unerwünschte Assoziationen in ihr auslöste. Auch weil die kleine Buchhandlung um die Ecke ihr Angebot den neuen Bedürfnissen der Leser angepasst hatte – diese schienen zunehmend Appetit auf amourös-kreative Freizeitgestaltung mit Handschellen und batteriebetriebenen Gerätschaften entwickelt zu haben. Die Erkenntnis, dass ihr neuer Nachbar perverse Vorlieben hegte, lähmte kurz ihren Verstand.

Offenbar verstand Jason ihr anhaltendes Schweigen als Aufforderung zur Konversation. »Du stehst auf Che Guevara?« Die Dose in Jasons Hand zeigte jetzt auf ihr Shirt.

Irgendetwas an den Handschellen forderte Penelope heraus, vielleicht war wirklich ein Stück Che in sie gefahren, jedenfalls legte sie los, als müsse sie sich verteidigen: »Sicher nicht. Ich halte Che Guevara für einen linken Träumer, der sich in die Idee verrannt hat, der Welt die sozialistische Revolution zu bringen, und nach ausgeführter Kuba-Mission in Bolivien weitermachte. Mit dem Ergebnis, dass er und seine Handvoll Männer monatelang sinnlos durch ein Land marschiert sind, dessen Bewohner nicht auf sie gewartet hatten. Am Ende waren er und seine Schar krank und halb verhungert, wurden von einem bolivianischen Bauern an die Armee verraten und allesamt erschossen.«

»Wow, gut, dass *du* nicht bewaffnet bist! Immerhin hat es Che auf dein Shirt geschafft, und Jean-Paul Sartre nannte ihn den vollständigsten Menschen unserer Zeit.«

Jetzt hatte er sie. Sie starrte ihn an, als wäre er der Mann im Mond, fasste sich aber schnell. »Jean-Paul Sartre war Vertreter des Existenzialismus und davon überzeugt, dass der Mensch durch seine Geburt dazu verurteilt sei, frei zu sein. Verurteilt, weil er nicht um seine Geburt gebeten hat, frei, weil er für all seine Taten selbst verantwortlich ist. Sartre hat eine Weile mit dem Kommunismus geliebäugelt. Ein Guerillakämpfer wie Che Guevara kam seiner philosophischen Denkweise damals entgegen.«

»Hm, klingt irgendwie, als hättest du ein Problem mit Philosophie?«

Jetzt wurde es Penelope zu bunt. Was wollte dieser Kerl? Sie in einen philosophischen Diskurs verwickeln, das Ganze barfuß und vor ihrer Haustür? »Wollen Sie mit mir über Philosophie diskutieren oder einen Dosenöffner ausleihen?«, schnappte sie. Theseus gab dazu einen Wufflaut von sich. Er war eindeutig auf ihrer Seite.

Doch noch bevor Jason darauf antworten konnte, schoss wie aus dem Nichts eine schwarze Fellkugel an Penelope vorbei, flog durch die Luft wie ein japanischer Ninja und landete mit einem gewaltigen Satz auf Theseus' Rücken. *Giacomo* ... Offenbar war der Kater von seinem eigenen Schwung überrascht, denn jetzt saß er ziemlich verdutzt auf der Dogge, die wiederum nicht mit der Wimper zuckte, als hätte sich

bloß eine Fliege auf ihr Fell verirrt. Geradezu unverschämt gelassen saß der riesige Vierbeiner da wie ein Schlachtross, das seit Jahren an Reiter gewohnt war. Alles, was ihn interessierte, war die Dose Hundefutter, die er weiterhin mit seinem Sesam-öffne-dich-Silberblick anschielte, während ihm etwas Sabber aus dem rechten Mundwinkel tropfte.

»Schöne Katze«, sagte ihr neuer Nachbar und grinste breit.

Penelope starrte auf die Schmalspurausgabe der Bremer Stadtmusikanten, während Jason die Hand ausstreckte und Giacomo über den Kopf streichelte. Penelope rechnete mit einem Fauchen ihres streitlustigen Italieners, doch der ließ es mit wollüstig zusammengekniffenen Augen geschehen.

Erst ihre Mutter, und nun auch dieser Jason? Sie fühlte sich gerade doppelt verraten. Mit geübtem Griff hob sie Giacomo auf ihren Arm, marschierte in die Küche, holte einen Dosenöffner, überreichte ihn steif und sah damit ihr nachbarschaftliches Soll als erfüllt an. »Legen Sie ihn später einfach vor die Tür.« Bevor sie selbige vor seiner Nase schließen konnte, sagte Jason: »Danke, Frau Nachbarin, auch im Namen von Theseus. Dafür lade ich dich heute Abend zum Essen ein.«

»Danke, nein. Ich gehe nie aus«, lehnte Penelope brüsk ab.

»Heute Abend schon! Ich hol dich um acht Uhr ab. Bye!« Er schnappte sich die Schachtel und sprang leichtfüßig die Treppe hinauf, gefolgt von seinem gefleckten Kalb.

Penelope vergaß beinahe den Mund zu schließen, sie fühlte sich genauso ausgebremst wie eben noch Giacomo. Unglaublich, was bildete sich dieser arrogante Kerl ein? Dass sie mit ihm ausging? Sie hatte ihren Samstagabend längst verplant. Zuhause. Gemütlich und allein. So wie immer. Sie räumte den Staubsauger in den Schrank und widerstand dabei nur knapp dem Impuls, die Tür zuzupfeffern. Sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie so aufgebracht war. Vielmehr sollte sie über das absurde Ansinnen des jungen Mannes lachen. Sie atmete einmal tief durch und rief sich ihre nächste Aufgabe ins Gedächtnis: Einkaufen. Ein kurzer Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass sie bereits neun Minuten hinter ihrem Zeitplan zurücklag. Das war ihr schon ewig nicht mehr passiert.

Neunzig Minuten später bog Penelope voll beladen mit ihren Einkäufen in ihre Straße ein, als ein knallrotes offenes Oldtimer-Cabriolet so laut und durchdringend neben ihr hupte, dass sie vor Schreck beinahe vom Rad gefallen wäre.

»Huhu, Penelope!«, rief ihre Mutter überschwänglich, fuhr noch einige Meter weiter und hielt dann direkt vor Penelopes Wohnhaus. Im Halteverbot, wo sonst. Penelope hatte es aufgegeben, ihre Mutter darauf hinzuweisen. Es war wie mit Giacomo und dem Katzenklo: vergebliche Liebesmüh.

»Was machst du hier?«, fragte sie, während sie ihre Einkaufstaschen vom Fahrrad pflückte.

»Wir sind doch verabredet. Zum Shoppen, weißt du nicht mehr? Die Jeans stehen dir übrigens hervor-

ragend, Kind. Schön, dass du endlich mal was anderes trägst als diese grauenhaft unförmigen Sachen.«

Penelope hielt beharrlich den Kopf gesenkt, tat so, als suche sie etwas zwischen ihren Einkäufen, damit ihre Mutter nicht sah, dass ihr das Blut in die Wangen schoss. Das Kompliment war ihr unangenehm, da es sie auf das Offensichtliche gestoßen hatte: Sie hatte mit der Jeans einem Impuls nachgegeben. Eigentlich hatte sie sie damals mit ihren anderen Sachen zur Altkleidersammlung geben wollen, aber vor der Abgabestelle wieder aus dem Sack gezogen. Warum, hätte sie damals nicht zu sagen vermocht, ebenso wenig wie sie sich erklären konnte, warum sie die Jeans ausgerechnet heute wieder hervorgekramt hatte.

Impulse waren nicht rational, sie entsprangen dem Unterbewusstsein, waren verschlüsselte Botschaften. Trotzdem durchlebte Penelope gerade einen Moment seltener Klarsicht. Konnte es sein, dass sie es vielleicht aus dem gleichen Grund getan hatte wie damals, als sie Davids Che-Guevara-Shirt mitgenommen hatte? Vor gut fünf Jahren hatte sie bewusst alle Brücken zu ihrem früheren Leben gekappt, und dennoch hatte sie mit Davids Shirt und den Jeans zwei Artefakte aus dieser Zeit behalten. Und damit gegen ihre eigenen Regeln verstoßen. Es war ein höchst ambivalentes, fast verstörendes Gefühl, und sie kam sich gerade vor, als wäre sie nach einem Entzug rückfällig geworden.

Leider musste ihre Mutter jetzt noch einen draufsetzen. »Wirklich, du solltest deine Vorzüge nicht so verstecken, Penelope. Gott sei Dank hast du in letzter Zeit wieder etwas zugelegt, du warst mager wie eine

streunende Katze. Endlich sieht man wieder, dass du einen Po hast. Wie ist Ihre Meinung dazu, junger Mann?»

Penelope, die sich eben gebückt hatte, um ihr Fahrradschloss abzusperren, schoss hoch und verfehlte mit dem Kopf nur knapp den Lenker. »*Mama!*«, stieß sie entrüstet hervor. Schon hatte sie Jason entdeckt, der einträchtig neben ihrer Mutter am Wagen lehnte, den Kopf schief gelegt wie ein Wissenschaftler, der im Begriff stand, ein neues Forschungsobjekt in Augenschein zu nehmen. Penelope empfand seinen Blick als genauso unverschämt wie sein freches Grinsen. Außerdem machte er sie verlegen. Der Jeansstoff schien plötzlich auf ihrer Haut zu brennen, und sie nahm sich grimmig vor, das Teil sofort in den nächsten Altkleidercontainer zu stopfen.

Theseus trabte just heran und schnüffelte provokativ an ihrem Sattel, um anschließend seinen mächtigen Kopf in Penelopes Einkaufstasche zu versenken und mit einer Packung Tampons wieder hervorzutauchen.

Penelope hatte dem Treiben der Dogge fassungslos zugesehen, ihr Kopf glühte längst wie eine Infrarotlampe. Sie hätte niemals geglaubt, dass es möglich wäre, sich noch peinlicher berührt zu fühlen, stellte aber fest, es ging durchaus.

Jason trat mit wenigen Schritten heran. Er packte Theseus an seinem Halsband, nahm ihm die Packung aus dem Maul und reichte sie Penelope mit einer Entschuldigung zurück. Penelope rechnete ihm hoch an, dass er sich jeden Anflug von Heiterkeit verkniiff – ganz im Gegensatz zu ihrer Mutter, die sich vor Lachen

kaum mehr einkriegte. Am liebsten hätte ihr Penelope den Mund zugehalten. Eine Sekunde später dachte sie, hätte sie es nur getan, denn ihre Mutter gluckste: »Herrlich, wie haben Sie ihm das bloß beigebracht?«

»Was Perversitäten angeht, ist Theseus leider ein Naturtalent«, erwiderte Jason trocken und tätschelte den Kopf des Urviehs aller Hunde.

»Na, dann hoffe ich, dass Ihr Theseus nicht auf einem Felsen endet wie sein Namensgeber aus der griechischen Mythologie. Meine Tochter sieht nämlich gerade aus, als hielte sie nach einem passenden Ausschau.«

»Mama!«, wiederholte Penelope. Sie fühlte sich für jede andere verbale Gegenwehr zu schwach.

»Los, los, bring die Sachen rauf, Kind, ich warte hier«, spornte ihre Mutter sie an, während sie Jason mit einem Augenzwinkern bedachte, als wären sie Komplizen.

Penelope runzelte die Stirn, sah rasch von einem zum anderen. Was lief denn hier? Zunächst hatte sie die Szene nur als einen weiteren spontan-perfiden Verkupplungsversuch ihrer Mutter gehalten, aber nun überlegte sie, ob sich die beiden womöglich schon länger kannten und nicht erst seit einer Woche? Das konnte sie ihre Mutter unmöglich fragen, während dieser Jason hier herumlungerte. Penelope zog es deshalb vor, nach oben zu verschwinden, bevor ihre Mutter noch eine weitere peinliche Situation für sie heraufbeschwören konnte – nun, da sie überdies Schützenhilfe von einem Hundemonstrum erhalten hatte, dessen Fetisch offenbar Damenfahrradsättel waren.